

MAGNET



Gesichter aus Stein

Gerrit Engel arbeitet wie ein Porträtfotograf. Nur hat er es nicht auf das menschliche Gesicht abgesehen, sondern auf Gebäude. Moderne Wohntürme, historische Gemäuer, hässliche und formschöne Physiognomien aus Stahl und Stein fokussiert er auf seinen Erkundungsgängen durch New York und Berlin. Seine Bestandsaufnahme der urbanen Silhouetten ist nun in einer Ausstellung der Münchner Pinakothek zu besichtigen. **New York - Berlin** visualisiert Architekturgeschichte. Dabei löst der Fotograf die Sujets aus ihrem Gesamterscheinungsbild heraus und betrachtet sie isoliert wie ein Denkmal. Aus einem Mosaik von hundert Fotografien fügt sich so das Porträt zweier Metropolen: hier die deutsche Hauptstadt, die von den Umwälzungen des 20. Jahrhunderts geprägt ist; dort Big Apple als die Verkörperung der Moderne. Die Inszenierung erfolgt vor möglichst unauffälligem Hintergrund. Unter milchigen Himmeln posieren Engels Hauptdarsteller: das preußische Schloss auf der Pfaueninsel am Wannsee, Manhattans Waterside (unser Bild, 1974) oder der Hearst Tower. **CS**

Bis 1. November. Geöffnet Di-So 10-18 Uhr,
Do 10-20. Eintritt 10 Euro. Pinakothek
der Moderne, Barer Straße 40, 80333 München,
Tel. 089/23 80 50, www.pinakothek.de



Wohnexperimente in Ost und West. Links der berühmte-berühmte Berliner „Sozialpalast“, gebaut 1977. Rechts die Türme der 1974 fertiggestellten New Yorker Waterside Plaza am East River.

Photos: Gerrit Engel



Sichten, schauen, sehen

Warum alle, die Berlin und New York wirklich begreifen wollen, derzeit nach München kommen müssen

In New York sollte man als Deutscher aus Berlin kommen, um wahrgenommen zu werden. München reicht noch für ein anerkennendes „Oktoberfest“ – aber Berlin ist ernsthaft beliebt in New York. In Berlin trifft man übrigens nicht die gleiche Begeisterung für New York an. Das liegt wohl daran, dass nicht alle Berliner schon mal von New York gehört haben – oder auch daran, dass die meisten Berliner aus Gütersloh oder München kommen und noch damit beschäftigt sind, geborene Berliner zu werden.

Wie dem auch sei: New York und Berlin könnten kaum unterschiedlicher sein, aber beide Städte eint, dass sie als Klischees ungeheuer beliebt sind. Von New York ist bekannt, dass es eine Großstadt ist, während Berlin eher eine breite Stadt ist. New York schläft niemals, und Kreuzberger Langnächte: Was ließe sich dazu noch sagen? Stadtneurotiker lieben New York, respektive Manhattan, und die Neuberliner finden ihre Stadt wenigstens herrlich nervös, solange es Mitte ist.

New York besteht aus schattigen Straßenschluchten und glitzernden Wolkenkratzerstippen, Berlin aus Traufkante, Schlosstapete und Adlon. Und sonst? Wer beide Städte nicht als Zitate ihrer selbst begreifen will, muss derzeit nach München kommen. Dort ist in der Neuen Sammlung in der Pinakothek der Moderne eben die Ausstellung „New York – Berlin. Photographien. Gerrit Engel“ eröffnet worden. Und ein so klarer und erhellender Blick auf Berlin und New York ist selten geboten.

Gerrit Engel hat in München Architektur studiert, er wurde aber kein Bauender, sondern fotografierender Architekt – schließlich einer der bemerkenswertesten Fotokünstler im Reich der Städte und Häuser. Nicht etwa, weil er Fotokunst als solche machen will – sondern weil seine dokumentarische, naturwissenschaftlich-unbestechliche Art, Orte zu begreifen, so sehr auf das Wesentliche reduziert ist, dass ihr eine eigene Kunst daraus erwächst. Das Grenzgebiet zwi-

schen Subjektivität und Objektivität vermisst Engel wie kaum ein anderer Fotograf. Vielleicht ist er deshalb darin so erfolgreich, weil sein Terrain, Häuser und Städte, eben jenes ist, auf dem sich Individuen und Gesellschaft in besonders prägnanter Form zu erkennen geben.

Pathologie der Häuser

Die Ausstellung in München ist einfach strukturiert. Der große zentrale Raum wird durch ein an den Seiten offenes Kreuz in vier Bereiche geteilt, die jeweils ineinander übergehen. Jede Stadt, Berlin und New York, beansprucht zwei angrenzende Bereiche für sich. Das Wandkreuz nimmt die großen Porträts einzelner Gebäude auf – an den umlaufenden Wänden sortieren sich unterschiedlich dimensionierte Tableaus, die an die typologische Becher-Schule denken lassen, aber zugleich subtile Konkurrenz, Analogien, Nachbarschaften oder Divergenzen verhandeln. Nach kur-

zer Zeit verschwimmen die scheinbaren Identitäten, obwohl man stets in der Lage ist, die Städte zu identifizieren: die Botschaft der Niederlande in Berlin von Koolhaas, die Philharmonie von Schaaroun oder Mies' Nationalgalerie – auf der anderen Seite das Hearst Building von Foster oder die untergegangenen Zwillingstürme des World Trade Center.

Die Gebäude und ihre Orte wurden fast ausnahmslos unter grauem, neutralem Himmel fotografiert – im routinierten, aber auch intensiven Gestus eines Polizeifotos oder eines pathologischen Befundes. Die Häuser werden nicht inszeniert, sondern gesichtet, nicht gewertet, sondern geschaut, nicht anerkannt, sondern erkannt. Aber gerade in dieser aufreizend nüchternen Technik gelingen Engel Porträts beider Städte, die erstaunlicherweise neugierig auf längst Bekanntes machen.

GERHARD MATZIG

Neue Sammlung, München, bis 1. November. Info: www.die-neue-sammlung.de.

Eine Seele von Haus

Gerrit Engel macht Fotos von Berliner Bauten. Aber er betrachtet sie so liebevoll, wie man es sonst nur mit Menschen tut.



von Dirk Peitz

Das Erste, was auf diesen Bildern auffällt, ist der Himmel. Weil er gerade nicht auffällt und es ihn nur in Hellgrau gibt. Beinahe wirkt der Himmel über Berlin in diesen Fotografien wie die matte Grundierung auf einer Gemäldewand. Dieses Hellgrau aber ist keineswegs auszumalen vergessen worden, das heißt bei der Fotografie richtigerweise: zu belichten.

Nein, das Hellgrau auf den Bildern von Gerrit Engel ist eigentlich eine Sonnenvermeidungsfarbe: Kein Schattenschwurf und kein dramatischer Lichteffekt soll den Blick auf die abgebildeten Gebäude trüben, ihre Körperlichkeit und Oberflächenstruktur. Diese Bilder wollen vor allem objektiv sein und sachlich, sich nicht verführen lassen von spektakulären Schauwerten.

Gerrit Engel ist Architekturfotograf, ein sehr guter, ein sozusagen doppelgebildeter. Er hat erst in München Architektur studiert, danach in New York Fotografie, und New York war dann auch schon Schauplatz für ein Buch Engels. Nun hat er die nächste Stadt abgebildet, in der er lebt: Berlin. Es ist, in Format und Gewicht, ein mächtiger Bildbandwähler geworden, den der Verlag Schirmer/Mosel da aus Engels 234 Berliner Aufnahmen aus den letzten zwei Jahren gemacht hat.

Schon deswegen ist dieses Buch nicht gerade die Art von Reiseliteratur, die man sich in seinen Rucksack stopft, um eine Stadt zu erkunden. Obwohl sich der Band, der schlicht „Berlin“ heißt, exakt dazu eignen würde, für Touristen wie für Einheimische. Weil Engel durch die simp-

le chronologische Aneinanderreihung von Gebäuden entsprechend ihrem Entstehungsjahr den Blick auf diese Stadt eine Perspektive gibt, die beim schier endlosen Palavern über Berlin häufig verloren geht: die historische Dimension. Was bleibt denn übrig von einer Stadt, fragt dieses Buch unterschwellig, wenn alles sonst das Zeitliche gesegnet hat? Es antwortet mit der zähesten, widerstandsfähigsten Kunst, der aus Stein und Glas, Beton und Metall, kurz: der Architektur einer Stadt als der Summe vieler Einzelgebäude.

Dieser Ansatz ist zwangsläufig ambivalent. Einerseits ist trotz der gewaltigen Folgen von Krieg und Teilung Berlin ja immer noch erstaunlich voll mit altem Baubestand; und seit der Wende hat manch historisierender Bau erfolgreich so getan, als seien weite Teile des 20. Jahrhunderts nie passiert, vom Hotel Adlon über den neuen, grotesk altbackenen Apartmentklotz „Kolle Belle“ an der Kollwitzstraße (Slogan: „Außen Paris, innen Berlin“) bis zum geplanten Schloss-Wiederaufbau. Andererseits scheren sich die heutigen Berlin-Bewohner kaum darum, was mal war. Die Stadt wird von den Allermeisten, besonders den vielen Zugezogenen, bloß als Kulisse fürs eigene Lebensspiel wahrgenommen.

Ob für jeden, der kam, zwangsläufig jemand anderes weichen musste, braucht man die meisten Leuten in Prenzlauer Berg, Mitte und Friedrichshain nicht ernsthaft zu fragen, den einstigen Ost-Bezirken, in denen sich seit der Wende fast die gesamte Bewohnerschaft ausgetauscht hat. Darüber haben diese Leute noch nie nachgedacht, die sind schon genau mit sich selbst beschäftigt.

Architektur fotografie wie die von Engel bildet die Stadt zwangsläufig auch

nur als Kulisse ab, entlang den Fassaden, aber den städtebaulichen Kontext der Gebäude kann und will sie auch gar nicht zeigen. Weil Engel sein Werk nur an Tagen mit bewölktem Himmel verrichtet, gibt es das leichte Hellgrau in seinen Fotografien. Dieses Grau ist zwar einen Tick zu aufgehellt, gibt aber eher ungewollt auch eine schöne Metapher ab: Berlin ist wohl die einzige deutsche Stadt, die gefühlmetereologisch mit nur zwei Jahreszeiten und zwei monochromen Himmelfarben auskommt: melancholischem Wintergrau und euphorischem Sommerblau. Entsprechend extrem sind

Dieser permanente Neustart-Modus passt gut zu den Berlinern

die Stimmungsschwankungen dieser geradezu manisch-depressiven Stadt – sie ist entweder todmüde oder übergeschnappt; ihre so wundervoll nervtötende Borderline-Existenz, ihre neurotische Selbstbezogenheit lässt sich ansatzweise tatsächlich mit dem verrückten Wetter erklären.

Engels wohltemperierte Fotografien blenden diese Aufregungen der Zeit einfach aus. Dadurch lassen sie sich jedoch bewusst entgehen, was den eigentlichen Charakter der Stadt heute auszumachen scheint: das Vorläufige. „Temporär“ ist das Modewort dazu, und Berlin ist voll davon; die Zwischennutzung der Stadt zur zweiten Natur geworden, so als wolle sie den berechtigten Spruch von ihrem ewigen Werden, nie Sein über-

füllen: Mitte ist zugepflastert mit „Temporary Stores“, „Temporary Art Spaces“, der Temporären Kunstthale. Läden, Galerien und Clubs werden heute fast immer bloß für unbestimmt kurze Zeit aufgemacht, die Räume hastig hergerichtet. Auf lange Frist hin wird hier gar nichts geplant und gebaut, nichts soll, nichts will, nichts muss bleiben.

Und dieser permanente Neustart-Modus scheint ja auch wunderbar zu passen zu den losen, fragilen, eben temporären Arbeits- und Beziehungskonzepten der Menschen. Gerade weil sie sich im Stillen so sehr nach Beständigkeit sehnen, und zwar umso panischer, je häufiger sich alles schon mal geändert hat.

Das Erstaunlichste aber ist: Niemand scheint zu stören, dass so jeder Neubeginn auch dessen Scheitern bereits in sich trägt, es als natürlichen Endpunkt einkalkuliert. Wenn das so ist, muss man sich gar nicht mehr fragen, warum etwas scheitert, man feiert am Ende einfach eine rauschende Closing Party. Und plant schon das nächste Grand Opening. Denn der ewige Kreislauf aus Anfängen und Scheitern und Neuanfangen ist in Berlin so billig zu haben wie nirgendwo sonst.

Natürlich ist auch diese Berlin-Polemik mindestens so billig zu haben wie Berlin selbst, und wenn man Gerrit Engel trifft, einen Zugezogenen, dann macht er einen noch auf etwas ganz Wesentliches in seinen Bildern aufmerksam: dass hinter ihrer Objektivität und Sachlichkeit eine zutiefst humane, fast schon romantische Idee steckt, nämlich Gebäude so liebevoll zu betrachten, wie man es sonst nur mit Menschen tut. Engel spricht von seinen Architektur fotografien als „Porträts“, und in ihrer seriellen Abfolge in Engels Buch sind sie tatsäch-

lich entfernte Verwandte sowohl von Thomas Ruffs Porträtserien wie Thomas Struths frühen Stadtansichten. Wenn Engels Fotografien trotz allem Seriiellen formal weniger streng sind, manchmal auch wegen der Banalität des abgebildeten Gebäudes weniger aufregend, ist dennoch immer die stadthistorische Dimension gegenwärtig.

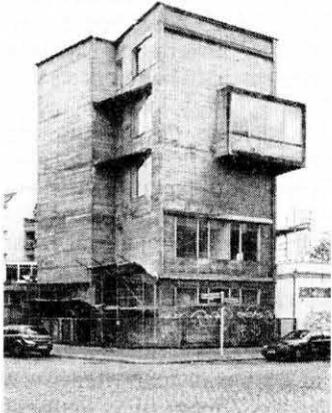
Dass die Basilika der Nikolaikirche die älteste architektonische Struktur Berlins darstellt, bald achthundert Jahre hat sie schon überdauert, gehört vielleicht eher zum touristischen Halbwissen. Interessanter sind die kleinen Entdeckungen, die man selbst als langjähriger Berlin-Bewohner bislang womöglich übersehen hat. Zum Beispiel der gar nicht so grandiose, aber zeitgeschichtlich bedeutsame letzte Wohnbau Mies van der Rohes in Berlin vor seiner Emigration, das Haus Lemke in Höhenschönhausen von 1932; oder ein weithin unbekannter, hochexpressiver Verwaltungsbau aus Beton von Klaus Kirsten aus dem Jahre 1959, der vergessen und übersät von Graffiti im Wedding steht.

Gerrit Engel war übrigens der Einzige, der über die gesamte Phase des Abrisses im Palast der Republik fotografieren durfte. Dafür also hat er sich bewusst nach innen begeben und einen Prozess festgehalten, keinen Zustand wie im „Berlin“-Buch. Wenn man so will: ein temporäres Projekt der Zerstörung.

Dort, wo einst der Palast der Republik stand, wird bald Gras drüber wachsen, der Rasen einer – natürlich temporären – Wiese. Bis das Geld endgültig aufgetrieben sein wird, um den ordentlich misslungenen Entwurf des Schlosses da hinzustellen. Man wünschte sich, zumindest manche Grünflächen wären in Berlin mal von Dauer.

Architektonischer Familienroman

EINHEITSDENKMAL Gerrit Engels großartiger Bildband „Berlin – Photographien“



Rotaprint-Verwaltung Foto: Engel

234 Berliner Gebäude hat Gerrit Engel auf immer gleiche Art und Weise fotografiert: sachlich, nüchtern, vor weißem Himmel, in reduzierter Farbigkeit und mit gleichmäßiger Tiefenschärfe. Chronologisch angeordnet, erlauben die Fotografien die städtebauliche Entwicklung der Stadt vom Anfang des 13. Jahrhunderts – von der Nikolaikirche, um 1230 – bis ins 21. Jahrhundert hinein zu verfolgen, bis zum Galeriehaus Hinter dem Gießhaus, 2008 von David Chipperfield gebaut.

Trotz der geradezu wissenschaftlich-klassifikatorisch an-

mutenden Anlage der Dokumentation, gewinnen die Bauten in ihrer Auflistung angemessenes Pathos, summiert sich die Auswahl zu einem absolut spektakulären Katalog der Berliner Architektur. Vielleicht, weil jedes Haus mit einem Bild beschrieben ist, das man, wie der Architekt Matthias Sauerbruch in seiner Einleitung schreibt, „am besten als Porträtfotografie bezeichnen sollte“. Ja, es könnte daran liegen, dass man den großartigen Bildband wie eine Art Familienalbum liest, in dem man überrascht all die sonderbaren, exzentrischen, aber auch die braven und ange-

passten Charaktere der Sippenschaft entdeckt.

Natürlich gäbe es diesen bauhistorischen Familienroman Berlins so nicht, wäre die Stadt noch immer in zwei Hälften geteilt. Das Einheitsdenkmal, zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer: Hier liegt es vor.

BRIGITTE WERNEBURG

■ Gerrit Engel: „Berlin – Photographien“. Mit einer Einleitung von Matthias Sauerbruch und baugeschichtlichen Kommentaren von Detlef Jessen-Klingenberg. Verlag Schirmer/Mosel, München 2009, 278 Seiten, 234 Farbtafeln, 78 €



Café Moskau in Berlin Foto: Gerrit Engel



Die Exotik des Ostens. Das Café Moskau an der Karl-Marx-Allee, 1964 nach Plänen von Josef Kaiser und Horst Bauer errichtet.

Fotos: Gerrit Engel, Schirmer/Mosel Verlag

Das Schöne und das Biest

Wo Berlin klassisch wird: Der Fotograf Gerrit Engel entwirft einen neuen Kanon herausragender Bauten

VON CHRISTIAN SCHRÖDER

Im Arbeitszimmer des Fotografen Gerrit Engel hängt eine Berlin-Karte, in der rote, gelbe und blaue Fähnchen stecken. Die Position der Nadeln mit ihrem geschweiften Anhang erinnert an einen Fischschwarm, der von Spandau aus entlang der Ost-West-Achse in die Stadtmitte vordringt. Während im Norden und Süden, in Reinickendorf, Tempelhof oder Neukölln, nur wenige Stellen markiert sind, drängen sich die Fähnchen zwischen Alexanderplatz und dem Brandenburger Tor zum dichten Klumpen.

Es sind Dutzende von Fähnchen, und jedes steht für ein herausragendes Bauwerk. Blau markiert waren ursprünglich alle Gebäude, die Engel bereits aufgenommen hatte, rot solche, die er noch fotografieren, und gelb diejenigen, die er noch einmal aufsuchen wollte. Eigentlich müssten jetzt alle Punkte blau sein, „aber irgendwann gingen halt die Fähnchen aus“, lacht Engel. Das enzyklopädische Unternehmen, an dem der Fotograf drei Jahre lang gearbeitet hat, ist abgeschlossen, sein monumentaler, schlicht „Berlin“ betitelter Bildband erscheint in diesen Tagen.

Das Buch ist nicht nur eine Art architektonischer Vermessung einer Metropole, die zwar viele bedeutende Einzelbauten, aber eben kein geschlossenes Stadtbild besitzt, von klassischer Schönheit ganz zu schweigen. Sondern es erzählt, passend zum zwanzigsten Jahrestag des Mauer-



Betonbrutalismus und Backsteinfunktionalismus. Das Rotaprint-Verwaltungsgebäude im Wedding (1959) und das Abspannwerk an der Mauerstraße in Mitte (1928).



falls, ganz nebenbei auch von den Brüchen und Wechselfällen in der Biografie dieser Stadt. Denn Engel folgt allein der Chronologie, sein Bildband beginnt mit der um 1230 entstandenen Nikolaikirche und endet 233 Fotografien weiter mit David Chipperfields Galeriehaus am Kupfergraben aus dem Jahr 2008.

Dazwischen kommt es immer wieder zu überraschenden Koinzidenzen und Konfrontationen. Natürlich fehlen die tourismusträchtigen Highlights nicht – die Staatsoper, das Brandenburger Tor oder Schinkels Neue Wache –, doch Engel zeigt auch Bauten, die noch in keinem Architekturführer zu finden waren. So folgt auf Stülers Alte Nationalgalerie von 1876 der ein Jahr später entstandene Wasserturm an der Knaackstraße in Prenzlauer Berg, dessen Hochbehälter von ehemaligen Werkswohnungen gesäumt wird. Der Unité d'habitation, Le Corbusiers berühmter Wohn-

maschine im Westend, steht das Verwaltungsgebäude des Rotaprint-Werks im Wedding gegenüber, ein Musterbeispiel expressiven Sichtbeton-Brutalismus aus dem Jahr 1959, das bislang allenfalls Experten kannten.

Im frühen 19. Jahrhundert, Berlins vielleicht bedeutendster Bauepoche, bestachen klassizistische Musterbauten wie Schinkels Elisabethkirche oder das heutige Maxim-Gorki-Theater durch ihre zurückhaltende Eleganz. Kaiserzeitliche Repräsentationsgebäude wie das Postmuseum an der Leipziger Straße künden mit ihrem überbordenden Dekor von wilhelminischem Größenwahn. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Berlin zum Experimentierfeld der Moderne, mit Bruno Tauts Großsiedlungen, den expressionistischen Villen Erich Mendelsohns und dem Backsteinfunktionalismus von Fabrikgebäuden und Abspannwerken.

Und in den Jahren der Teilung, auch das lernt man beim Blättern durch dieses Buch, waren sich die Architekten im Osten und Westen der Stadt weitaus näher, als sie damals zugegeben hätten. Die himmelstürmenden Rasterfassaden vom Haus des Lehrers am Alexanderplatz (1964) und des Europacenters (1965) unterscheiden sich kaum voneinander, nur dass sich im Westen auf dem Dach ein Mercedesstern als ultimatives Konsumobjekt um sich selber dreht, während im Osten der Mosaikfries „Unser Leben“ den Sieg des Sozialismus schildert. Menschen tauchen kaum auf in diesen Fotos, milchig-graues Licht lässt die Details und Farbnuancen der Gebäude erstrahlen.

Gerrit Engel, der 1965 im Bergischen Land geboren wurde, in München und New York Architektur und Fotografie studierte und seit 2001 in Berlin lebt, fotografiert ausschließlich bei bewölktem Himmel. „Das Gesicht eines Menschen würde ich ja auch nicht in der prallen Sonne ablichten, wenn seine Nase einen enormen Schlagschatten wirft“, sagt er. Engel porträtiert Häuser tatsächlich wie Individuen und entdeckt dabei die jeweils spezifische Schönheit. Diese Haltung erinnert an Bernd und Hilla Becher, die in ihren Fotoserien Fördertürme oder Fachwerkhäuser wie Skulpturen aussehen lassen.

Seit dem Erfolg seines 2006 erschienenen Bildbandes „New York“ ist Engel ein gefragter Mann. Gerade arbeitet er an einem Buch über den Abriss des Palastes der Republik. Dabei fand er heraus, was ihn an der gegenwärtigen Architektur in Berlin vor allem stört: „Dass ängstlich in die Vergangenheit geblickt wird, anstatt an zeitgemäßen Visionen zu arbeiten.“

— Gerrit Engel: Berlin, Schirmer/Mosel Verlag, München 2009, 278 Seiten, 78,- €. Das Buch wird am 28. Mai in der Buchhandlung König an der Museumsinsel (Burgstr. 27) vorgestellt, 20 Uhr.